

Der alte Mann und das Militär (und ich)



MILITÄR Das Museum im Zeughaus hat zum Artillerietag geladen. Versuch einer Ausstellungsrezension.

Xenia Klaus (Text), Robin Kohler (Bilder)

Einmal im Jahr geht der Verein Museum im Zeughaus in die Vollen. 18 Artilleriegeschütze, 15 Radfahrzeuge, 7 Panzer und 9 Pferde in Aktion und zum Anfassen: Das alles und eine geöffnete Museumsbeiz verspricht die Medienmitteilung für den Artillerietag 2023. Die AZ-Redaktion hat sich besprochen und befand, da muss man hin. Gemäss gemeinsamer Entscheidung am Besprechungstisch hätte das hier eine semi-ernste Rezension der Laienmilitär-Performance werden sollen. Der Anlass hat gehalten, was versprochen wurde. Ich nicht.

Die Fahrzeuge des Vereins haben in Neuhausen ihren fixen Standort, der Artillerietag findet aber auf dem Schaffhauser Zeughausareal statt. Punkt neun Uhr rollt der Korso auf dem SIG-Areal los, Verkehrskadetten stehen bereit, den hupenden Autofahrern stoisch den Rücken zugewandt winken sie die Panzer über

Kreuzungen und durch Kreisel. Auf dem Zeughausareal warten vor allem alte Männer und Kinder. Ein beachtlicher Anteil jener Männer, die noch mehr oder minder volles Haupthaar haben, steht auf bürgerlichen Listen für die kommenden Wahlen.

Ein schon weisshaariger Herr versucht das Mädchen an seiner Seite für die Pferde zu begeistern, «Schau, die Rössli werden eingespant». Das interessiert sie nicht. «Wann macht es endlich Peng?»

Ach, Grossvater

Ich weiss nicht mehr, welch selbstvergessener Moment mich dazu verleitet hat, der Rezensionsidee zuzustimmen. Ich bin die denkbar schlechteste Besetzung dafür. Ohne je im Schweizer Militär gedient zu haben und auch ohne, dass ich je das Bedürfnis dazu verspürt hätte, leide ich an Militärnostalgie. Was in Kriegszeiten noch peinlicher ist als eh schon. Ändern kann ich es auch nicht, die alten Männer auf dem Zeughausareal rühren mich.

Ich gebe meinem Grossvater selbig die Schuld daran. Er hat vor langer Zeit einmal die Grenzbrigade 8 kommandiert und besass eine umfangreiche Sammlung an Waffen und Militärgeschichtsliteratur – gesammelt hat er sowieso alles. In den 20 Jahren, die unsere

Leben überlappten, habe ich einen einzigen veritablen Zusammenschiss vom Grossvater kassiert: Ich habe die Munition für eine antike Spielzeugwaffe irgendwo im riesigen grosselterlichen Garten verballert. Die unersetzlichen Geschosse warden nie mehr gesehen, der alte Krieger fand es nicht lustig. Sonst war er der allerbeste Grossvater und das bis unters Dach mit Kuriositäten gefüllte Haus der Grosseltern mein Lieblingsort. Das «Wann macht es endlich Peng»-Mädchen, das hätte mal ich sein können. Der Mann an ihrer Seite mein Grossvater.

So vor Nostalgie tiefend stehe ich also an diesem Samstagmorgen auf dem Zeughausareal, als die Gefährte zur Parade ansetzen. Vereinskadi Martin Huber hat sich auf die Moderatoren-Holzboxen gehievt und rattert Zahlen herunter. Er wird von einem Berna-Artillerietraktor übertönt, im Schlepptau eine Radgürtelkanone, die auf Rädern daherkommt, an denen Holzbretter befestigt sind. Die so rollende Kanone macht Geräusche wie Monty Pythons Ritter der Kokosnuss, das Klack-Kla-Klack flirrt durch die Zeughaus-Luft. Für den modernen Teil der Artillerie konnte man ein reales Militär-Detachement gewinnen. In den Fahrzeugen sitzen junge Männer, die den Hauptmann oder Leutnant abverdienen. Während Modellnamen und Jahreszahlen in rasender Geschwindigkeit ins Mikrofon gesprochen



werden, nimmt man sich Zeit, um das Prinzip «schiessen und verschwinden» wiederholt und ausführlich zu erklären. Es besteht darin, dass man schießt und dann verschwindet. Als die Show vorbei ist, sagt Huber: «Wegen Ihnen, den Besucherinnen und Besuchern, müssen die Männer für einmal nicht verschwinden», sondern dürfen aus den Fahrzeugen aussteigen und dann sogar stehen bleiben. Die Sonne knallt den Rekruten in Vollmontur ins Gesicht.

Am Ende des Platzes sitzt Beat Aeberle im Schatten eines Zelts, das die simulierte Kommandozentrale für eine simulierte Batterie darstellt. Aeberle war am Vorabend bis drei Uhr morgens wach und hat sich nach Kräften bemüht, die Illusion perfekt zu machen. Er hat Drehbücher und Landkarten ausgedruckt, beschriftet, laminiert. Seine Frau hat ihm assistiert und ihn ermahnt, sich doch bitte etwas zu entspannen. In der Hitze des Gefechts mit dem Adrenalin und dem Zeitdruck sei doch dann eh alles wieder anders.

Jetzt sitzt Aeberle da, Kappe an den Tarnanzug geheftet, die laminierte Karte vor sich, und blättert konzentriert im Drehbuch. Aus dem echten Militär wurde er schon lange entlassen, die Rekrutenschule hat er 1966 absolviert. Man hat das Gefühl, dass er etwas genervt ist von seinem Batteriekommandanten Maag, der zuerst das Durchsage-Gerät falsch herum

hält und immer mal wieder Unterstützung braucht, um die richtige Stelle im Drehbuch wiederzugeben («Bereitstellung Seite 110 weniger, Fächer 4 mehr»). Maag ist einer der jüngsten hier, er ist noch nicht mal pensioniert und eigentlich auch nur Passivmitglied im Verein. Er wurde vor einer knappen Woche angefragt, ob er nicht aushelfen möge.

Aeberles und Maags Publikum ist klein, die meisten Besucher haben sich nach der grossen Fahrzeug-Präsentation wieder auf die Festbänke verzogen. Und auch die Aufmerksamkeit jener die da sind, lässt zu wünschen übrig, sie schwelgen lieber in WK-Erinnerungen. Ein Mann erzählt: «Wir haben auf dem Monte Ceneri geschossen. Und wir waren auf dem Gott hard und haben geschossen. Einmal waren wir in St. Moritz und haben geschossen.»

«Ich weiss es auch nicht»

Ich wurde erwachsen, mein Grossvater ist gestorben, ich habe aus der Militärsammlung einen Säbel und drei Schuber mit Karten zum Deutsch-Französischen Krieg 1870 bis 1871 geerbt, das Haus wurde abgerissen. Meine Vorstellung einer idealen Welt hat sich zumindest teilweise von jener bürgerlich-idyllischen Geborgenheit gelöst, in der ich als Kind die Wochenenden verbrachte.

Heute schaue ich mit einer Mischung aus Sehnsucht, Belustigung und einem diffusen Bewusst- und Unwohlsein für die eigene Prägung darauf. Mit derselben Mischung starre ich zu Aeberle und Maag ins Zelt.

Ich habe faktisch keine Ahnung von militärischen Dingen, so weit ging die grossväterliche Prägung nicht. Aeberle und Maag versuchen mir mit vereinten Kräften und jetzt perfekt harmonierend ihre Apparaturen zu erklären. Ich verstehe nichts, sie bedanken sich mehrfach fürs Interesse. «Hier ist es ein technisches Spiel. Manchmal frage ich mich schon, wie es wäre, wenn wirklich geschossen würde? Wenn es Blut und Dreck spritzen würde. Wer wäre dann noch da? Ich weiss es von mir auch nicht», schickt Aeberle noch hinterher.

Beats Frau Zahira Aeberle richtet die Kamera auf die simulierte Kriegsszene. Sie stammt ursprünglich aus England. Jetzt verbringt sie ihren Samstag auf dem Zeughausareal in Schaffhausen. Schon seltsam, wie das Leben spielt, aber schlecht gefällt es ihr hier nicht.

Der Präsident des Vereins, Jürg Krebsler, kommentiert ihre Anwesenheit so: «Diversity haben wir voll begriffen. Wir haben viele Frauen am Buffet. Wobei, das ist halt traditionell, das haben Sie ja nicht so gerne», und ich will mich fast bei ihm bedanken, meine Nostalgie ist fürs Erste verfliegen.